

Kultur des Alter(n)s

In meiner alten Heimat, in Österreich, wird seit Jahren allwöchentlich im Sommer im Fernsehen die Sendung „Liebesgeschichten und Heiratssachen“ gezeigt. „Liebesgeschichten und Heiratssachen“ – dies ist eine vergnügliche Partnersuche für Ältere, für Ältere im sog. dritten Lebensalter. Diese mediale Partnersuche führt durch die verschiedensten Wohnzimmer mit den unterschiedlichsten Lebenscharakteren und zeigt dabei eine erstaunliche Vielfalt von Möglichkeiten der Lebensgestaltung im Alter. Da Partnersuche aber weiterhin mit Jugendlichkeit verbunden wird, präsentieren sich die älteren Herrschaften nicht nur als geistig rege, kulturell interessiert und reise- bzw. unternehmungslustig, sondern auch als körperlich höchst aktiv, als sportlich-topfit und auch und vor allem als sexy bzw. als sexbereit. Letzteres wird meist von den Männern artikuliert. Doch angesichts unzähliger Medienberichte zu „Sexualität im Alter“ ist auch dieses Thema längst kein wirkliches Tabu mehr, und es wirkt auch nur darum noch ein wenig komisch, weil unter den sich höchst agil zeigenden Personen die Bezeichnung „Pensionist“ oder „Pensionistin“ eingeblendet steht. Und Pensionist bzw. Pensionistin kann man in Österreich ja noch weiterhin erstaunlich (und je nach Standpunkt: beneidenswert) früh werden. Aber auch ohne alpenrepublikanische Besonderheiten: Pensionierung und Alter verlieren gerade jene enge Koppelung, die sie im ausgehenden 19. Jahrhundert durch die schrittweise Einführung des Pensionssystems erst bekommen haben: Alter verselbständigt sich somit gerade biologisch und körperlich im bereits erwähnten „dritten Lebensalter“ und es verlängert sich deutlich im neuen, im langen „vierten Lebensalter“. Auch davon zeugen die „Liebesgeschichten und Heiratssachen“ im übrigen mehrfach, wenn auch nur indirekt: Denn neben den mit so viel Lebenslust vorgeführten Aktivitäten aller Art zeigen die Heiratssuchenden doch auch ihre spürbare (und eben nur durch einen zu findenden Partner zu bewältigende) Angst vor Einsamkeit und Isolation, vor Gebrechlichkeit und Krankheit, vor der eigenen möglicherweise drohenden Zukunft also.

Die „Kultur des Alters“ (als Lebensabschnitt) und des „Alterns“ (als Prozess) – und dies wollte eigentlich nur mit dem Verweis auf die österreichischen „Liebesgeschichten und Heiratssachen“ gesagt sein – diese „Kultur des Alter(n)s“ also führt uns in eine mittlerweile ausgesprochen komplexe, auch widersprüchliche und konfliktbeladene Welt von Fremd- und Selbstwahrnehmungen, von Träumen und Realitäten, von Hoffnungen und Ängsten. Diese

Welt kann mit dem Philosophen Jean Améry verstanden werden, der in seinem 1968 erschienenen Essay „Über das Alter“ – signifikanter Untertitel: „**Revolte und Resignation**“ – folgendes mit Wortgewalt geschrieben hat (ich zitiere ausführlich):

„Die gleiche Gesellschaft, die den Alternden zunichte macht, indem sie ihm die Zwangsjacke eines unveränderlichen Seins anlegt oder gar ihn aus dem ökonomischen Prozess ausstößt, fordert ihn auf, sein Alter zu konsumieren, wie er einst seine Jugend konsumierte. Die Verlockung ist groß, denn schließlich erhascht ja wirklich, wer ihr nachgibt, noch da und dort ein paar Krümel Welt: der eine trägt sich jung und modisch, heiratet eine Junge, tanzt mit sechzig atemrasselnd, der andere, im Sauseschritt, rennt der Zeit nach und womöglich ihr voraus, zeigt sich in peinlicher Erbötigkeit entzückt über Weltraumtrumphe und die neuesten Romane, die ihn angeblich enthusiamisieren, wiewohl er in Wahrheit nach Ruhe verlangt und nach Fontane. Dabei finden sich die so Junggebliebenen nicht etwa im Einverständnis mit der Gesellschaft, wohl aber im Vernehen mit deren ökonomischer und publizistischer Fassade.“
(**Satzende und Zitatende**).

Man könnte an dieser, also an meiner Stelle hier nun auf dieser argumentativen Spur bleiben, könnte Klassiker wie **Simone de Beauvoir's** 1970 erschienenen Essay „**La Vieillesse**“ (Das Alter) ebenso vortragen wie das von **Betty Friedan** 1993 veröffentlichte Buch „**The Fountain of Age**“ (Mythos Alter) zusammenfassend wiedergeben. Man könnte daraus in der Tat einiges lernen. Und man könnte in der Folge gelehrt über literarische und philosophische Großmeister – angefangen von Tullius Cicero über Immanuel Kant und Jacob Grimm – bis hin zu den eher leichten Lesefrüchten des letzten Sommers gelangen: zu **Philip Roth's** „**Jedermann**“, zu **Martin Walsers** „**Der Augenblick der Liebe**“, oder auch vom selben Autor – und diesen wachsenden literarischen Alters-Markt nun wirklich gut abdeckend – zu „**Der Lebenslauf der Liebe**“. Das aber kann und will ich hier aber nicht leisten. Ich bin kein Literaturwissenschaftler, folge aber die Einschätzung von **Ulrich Greiner**, der kürzlich in der „**Zeit**“ die Frage gestellt hat, was uns denn die eben genannte neuere Literatur „über das Altern“ zu erzählen habe. Greiners Antwort ist ernüchternd und – wie ich meine auch – aufschlussreich. Sie ist ernüchternd, weil die Literatur in den Worten von Greiner „ehrlich, ungeschönt und deprimierend“ von jenem Kampf um permanente Jugendlichkeit – ausgedrückt wieder durch Sexualität – berichtet, den uns die Moderne, genauer: die Medizin und ihre Fortschritte überhaupt erst ermöglicht hat. Aber Greiners Antwort ist auch aufschlussreich und weiterführend, weil er überzeugend zeigt, dass diese gegenwärtige

Literatur – im Unterschied zu ihren Vorgängern – gerade wegen des letztlich nicht zu gewinnenden „**Dramas des Alterns**“ auch keinen „**Trost**“ mehr zu bieten imstande ist.

Und eben dies – der „**Trost**“ als kreativ-reagierende Schöpfung von Kultur auf neue medizinisch-biologische Anforderungen – ist auch der Punkt von dem aus ich mein, an dem ich das generelle kulturwissenschaftliche Interesse am Thema „Alter“ verorten möchte. Lassen Sie mich dies nun erörtern: Mein „**Kultur-des-Alterns**“-**Beitrag** zu dieser Tagung ist im Programm in ehrenvoller Weise als Festvortrag angekündigt worden. Kultur kommt damit (nach einem halben medizinisch-technisch-soziologischen Tag) knapp vor dem eigentlichen und unterhaltsamen Kulturprogramm (dessen Beginn ich Ihnen in ziemlich genau einer Viertel Stunde versprechen kann). Diese Setzung im Symposionsablauf ist wahrlich nicht problematisch, aber, wie ich denke, auch nicht ganz zufällig. Denn mit Kultur wird im allgemeinen Sprachgebrauch etwas verbunden, wenn es verbessert, ausgezeichnet, nobilitiert werden soll. Von Fussball-Kultur ist etwa dann die Rede, wenn nicht wüste Schlägereien, sondern geordnete Schlachtgesänge und einheitlich gekleidete Fangruppen gemeint sind. Und von Firmenkultur wird dann gesprochen, wenn in einem Unternehmen nicht zügellose Konkurrenz und Mobbing herrschen, sondern gemeinsame Zielsetzungen und verbindende Firmenfeiern. Meint also – so frage ich in die Runde, denn das Thema ist mir eigentlich von den Organisatoren zugeschrieben worden – meint also die hier angekündigte „**Kultur des Alter(n)s**“ Ähnliches, irgendwie Verschönerndes, jedenfalls Beruhigend-Ordnetendes rund um das Alter?

So ganz will ich diese Tendenz hier auch nicht abweisen. Denn wenn ich etwa in die nach Sachthemen geordnete Bibliothek meines Instituts, des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft gehe, dann ist im groben Überblick der Bereich „Jugend“ mit attraktiven weiteren Themen wie „Freizeit“ und „Sexualität“ besetzt. Der quantitativ wesentlich kleinere Sachthema „Alter“ hingegen weist nicht nur mit „Krankheit“ und „Tod“ deutlich unattraktivere Felder auf, sondern ist auch mit Buchtiteln bestückt – etwa „Das Elend der alten Leute“ –, die offensichtlich in eine einseitig-problematische Richtung führen. Denn die Bilder, die dort vorwiegend vom Altern und von den „Alten“ gezeichnet wurden, diese Bilder sind höchst einförmige: Sie zeigen die „Alten“ als eine homogene Gruppe mit ähnlichem Schicksal und geringer Bandbreite der noch verbliebenen Lebenspotentiale. Kurz: „Alte“ sind so verstanden defizitär und deviant, sie werden – so hat die Hamburger Ethnologin **Dorle Dracklé** kürzlich gemeint – dadurch aber hauptsächlich pathologisiert und

medizinalisiert und damit in Konsequenz – und im Gegensatz zu den Nichtalten, die primär sozial definiert werden – nur mehr als Produkt biologisch-physischer Vorgänge (eben ausschließlich als die „Alten“) bestimmt.

Dieser dominante Blick auf die „Alten“ ist in den letzten Jahren deutlich in Bewegung geraten und hat den Begriff selber etwa zum nur mühsam zu umgehenden Sprachtabu gemacht. Wir reden stattdessen von den „jungen“ oder „neuen Alten“ usw. – aber: Die vorhin skizzierte Wahrnehmung in Alltag und Wissenschaft gleichermaßen hat doch weiterhin erhebliche Konsequenzen: Alter ist, blickt man auf den kulturwissenschaftlichen Buch- und Projektmarkt, kein besonders populäres Thema. Und noch etwas Weiteres: Vor einigen Jahren ist an meinem Institut ein Studienprojekt mit dem Titel **„Grauzone. Ethnographische Variationen über die letzten Lebensabschnitte“** durchgeführt worden. Es hat zu inhaltlich höchst interessanten Ergebnissen geführt, haben doch die Studierenden beispielsweise Geburtstagsfeiern analysiert, Schönheitsideale im Alter oder die Frage von Lebenserinnerung und Alltagsbewältigung beleuchtet. Hier aber ist mir ein anderer Punkt wichtiger: Die jungen Studierenden taten sich sichtlich schwer, die kulturell so verfestigten Barrieren und Grenzen zu den „Alten“ zu überschreiten. Sie hatten schlicht Angst vor dem Alter und noch mehr von den „sehr alten“ Alten.

Altersstereotype, vornehmlich negative Altersstereotype prägen und beeinflussen daher unser Alltagswissen und unseren – hier: kultur-wissenschaftlichen – Zugang zum Thema. Wenn daher die Zufügung von „Kultur“ dies zu korrigieren imstande ist, dann lohnt es sich in der Tat von einer **„Kultur des Alter(n)s“** zu sprechen. Dabei aber kann der Kulturwissenschaftler eine Erwartung nicht erfüllen. Es besteht in unserer Gesellschaft die weitverbreitete – und durch Ratgeber noch weiter popularisierte – Annahme, dass Alter und „Alte“ in vergangenen bzw. in nicht-europäischen Gesellschaften durch ihr Wissen und ihre Erfahrung einen hohen Status hatten und diesen erst durch die Modernisierung verloren haben. Oder anders ausgedrückt: Wir gehen gerne davon aus, dass je moderner eine Gesellschaft ist, desto geringer auch der Status und die gesellschaftliche Wertschätzung der „Alten“ wäre. Eine genaue sowohl historische wie auch kulturvergleichende Nachschau kann diese großflächige Annahme freilich nicht bestätigen. Es hat nämlich – sehr allgemein gesprochen – weder in der europäischen Vergangenheit noch in den ausseuropäischen, früher als „primitiv“ bezeichneten Gesellschaften generell verbindliche positive Altersbilder gegeben.

Denn es täuscht, wenn wir uns mit heutiger Perspektive in die vermeintlich harmonisch zusammenlebende bäuerliche Großfamilie der Vergangenheit hinein träumen, und es ist ein Irrtum, wenn wir die Respektbezeugung vor einzelnen „weisen alten Männern“ in vorindustriell-aussereuropäischen Gesellschaften verallgemeinern wollen. Der Umgang mit den „Alten“ war, wie wir aus wichtigen Studien wissen, ein höchst unterschiedlicher – unterschiedlich nämlich je nach Geschlecht, sozialer Lage, religiösen Vorbildern und ökonomischen Möglichkeiten, die etwa die in der Menschheitsgeschichte weitverbreitete „Altentötung“ sinnvoll, weil notwendig für das Überleben der Gruppe machen konnte. Und auch wer unseren Märchen ein wenig genauer zuhört, wird dort zuhauf auf böse Hexen (sprich: alte Frauen) oder ins Außenseitertum, also in die Bettelei getriebene alte Männer stoßen. Das schönste Märchen dafür sind die „Bremer Stadtmusikanten“. Auf dieses werde ich zum Schluss dann daher auch noch zurückkommen.

Und noch ein weiterer Punkt ist hier außerordentlich wichtig: Im historischen Vergleich und im Kulturvergleich lässt sich kein Konzept erkennen, das unserer gegenwärtigen Vorstellung von „Alter“ und „Altern“ ähnlich wäre. Der Grund dafür ist ein einfacher – und doch einer, dessen kulturelle Konsequenzen wir oft nicht sehen wollen. Er führt mich direkt zu der von Ulrich Greiner aufgestellten Behauptung zurück, die gelautet hat, dass die gegenwärtige Literatur angesichts des „Dramas des Alterns“ in der Gegenwart keinen „Trost“ – kulturwissenschaftlich gesprochen: keine überzeugende Deutung – bieten könne. Warum also, so die Schlüsselfrage hier, ist das so? Und die Frage dann noch weiter geführt: Was können gerade kulturwissenschaftliche Studien beitragen, um neue Perspektiven für die **„Kultur des Alter(n)s“** zu eröffnen?

Darauf erste Antworten zu geben, soll nun im letzten Teil dieses auf einen Überblick zielenden Vortrags versucht werden. Der entscheidende Punkt dabei ist, dass unsere **„Kultur des Alter(n)s“** eine noch ungewohnte, eine noch unentwickelte, eine noch mit wenig positiven Vorbildern ausgestattete, auf alle Fälle aber: eine neue ist. Denn die in den letzten 300 Jahren, vornehmlich aber in den letzten 100 Jahren dank auch des medizinisch-technischen Fortschritts „gewonnenen Jahre“ – die „gewonnenen Jahre“ sind ein Ausdruck des Historikers **Arthur E. Imhof** – diese kollektiv „gewonnenen Jahre“ also zwingen uns unsere kulturellen Einstellungen zu Leben (zum verlängerten Leben vor allem) und dann auch zum späten Sterben neu – und zwar völlig neu – zu bestimmen. Wir haben also nicht etwas verloren (den Respekt vor dem Alter etwa), sondern tatsächlich etwas dazu gewonnen: das

neue Alter, das uns medizinisch, technisch, soziologisch, politisch und eben auch kulturell so herausfordert.

„Das Alter“, so schreibt der Altersforscher **Paul B. Baltes** zu Recht, „ist jung.“ Und **Baltes** weiter: „Die lange Geschichte des Alters liegt also weniger in der Vergangenheit denn in der Zukunft. Das Alter ist jung, und man sollte hinzufügen: historisch gesehen jung, weil es erst eine Errungenschaft des 20. Jahrhunderts ist, dass viele Menschen alt werden. [...] Wenn das Alter noch jung ist, kann man auch davon ausgehen, dass die Kultur des Alters ebenfalls noch in der Jugendphase steckt: Es gibt noch keine lange Tradition einer Alterskultur. Wir wissen noch relativ wenig darüber, welche Lebensformen im Alter aufgrund von gesellschaftlichen und technischen Neuerungen prinzipiell möglich sind. [...] In einer gewissen Weise gibt es sogar einen ‚cultural lag‘, ein Kulturentwicklungsdefizit des Alters.“

Was **Baltes** damit meint – und was ich teilen würde –, zielt auf ein doppeltes Verständnis von Kultur, **zum einen** nämlich auf einen umfassenden Inhalt von Kultur, der stark an die französische „civilisation“ erinnert und der Fortschritt, Wissenschaft und Technik zum natürlichen Teil von Kultur macht. So verstanden – und ich folge hier noch einmal **Baltes** – ist die biologische Ausstattung des Menschen „der Feind des Alterns“, während seine Kultur (der medizinische Fortschritt, die gesellschaftlichen Bedingungen, die individuelle Betreuung) zum „Freund des Alterns“ wird. „Die Zukunft des Alters“, so **Baltes** zusammenfassend, „wird wesentlich davon abhängen, wie gut wir in der Lage sind, Kultur, gesellschaftliche Faktoren und individuelle Lebensformen zu entwickeln bzw. einzusetzen, um das Mängelwesen des alten Organismus zu unterstützen, um die biologische Schwächung zu kompensieren.“

Doch der „cultural lag“, das Kulturdefizit des Alters zielt noch auf eine zweite, eine enger gefasste Seite von Kultur – auf Kultur als Bedeutung im Sinne von Max Weber. Denn es ist offensichtlich, dass die sozial verfasste Welt älterer Menschen kulturell noch weitgehend unbesetzt, wenn nicht sogar angesichts der vorhin beschriebenen Altersstereotype und angesichts dominierender Jugendlichkeitsmuster sogar negativ belegt ist. So fehlen m.E. – und soweit mein Kenntnisstand reicht – Studien, die ein realistisches und ein notwendig höchst differenziertes Bild von der „**Kultur des Alter(n)s**“ geben würden. Und es fehlen weiter Darstellungen, die das Alter und die „Alten“ auch optimistischer präsentieren – und zwar nicht darum, um Schönfärberei zu betreiben, sondern um der Realität ein wenig näher zu

kommen, wie sie etwa auch in den eingangs erwähnten österreichischen „Liebesgeschichten und Heiratssachen“ zum Ausdruck kommen.

Wer, meine sehr geehrten Damen und Herren, als Redner zum Schluss wieder zum Anfang zurückkehrt, der ist schon ziemlich am Ende. Ich will hier daher auch nur mehr einen mir für unsere „HELP“-Initiative wichtig erscheinenden Punkt kurz beleuchten und dann mit den „Bremer Stadtmusikanten“ mein Referat abschließen. Zuerst aber zum professionellen Teil: Dieses Symposium ist Teil einer weit fachübergreifenden Initiative zu „Helping the Elderly to enjoy long complete Lives“. Ich halte dies für eine überragende Idee an unserer Universität und ich habe hier versucht, Perspektiven meines Faches – der Empirischen Kulturwissenschaft mit ihren hochentwickelten Sensorien der Alltagskulturbeobachtung – für eine „**Kultur des Alter(n)s**“ aufzuzeigen.

Alter, so wurde hier argumentiert, ist mit negativen Stereotypen – auch Forschungstereotypen – belegt. Kein Zufall daher, dass Jugendthemen mit Innovation und Wandel verknüpft werden, Alter und „Alte“ aber nicht – und daher in den Kulturwissenschaften auch als nur wenig interessant gelten. In meiner Sichtweise (und ich hoffe, diese ist in meinem Vortrag klar geworden), ist diese Interpretation gründlich falsch: Denn die „Kultur des Alter(n)s“ – und dies wäre ein erstes Arbeitsfeld – bewegt sich in unmittelbarer Nähe zu Medizin und Naturwissenschaft, zu den dynamischsten Bereichen unserer Gesellschaft also. Ein zweites mögliches Arbeitsfeld: Alle aktuellen medizinisch-technischen Angebote bedürfen der kulturellen Übersetzung, denn jede der auf diesem Symposium behandelten Fragen – gleich ob visuelle Rehabilitation, Hörunterstützung oder Mobilität – hat auch ihre weit in den Alltag der Menschen hineinreichende kulturelle Seite. Und letztlich das dritte Arbeitsgebiet für eine interdisziplinär vorgehende EKW-Altersforschung: Es fehlt, wie erwähnt, an differenzierten Repräsentationen – also Darstellungen – des Alters und der mehr/minder „jungen“ bzw. „alten Alten“.

Dem nachzugehen, würde sich in einer breiten Zusammenarbeit der Sozial-, Kultur-, Natur- und Lebenswissenschaften m.E. für die Tübinger Universität in der näheren Zukunft höchst lohnen. In der Gegenwart aber bin ich Ihnen nur noch ein Märchen – auch dieses ist irgendwie auf interdisziplinäre Zusammenarbeit angelegt – schuldig geblieben. Es ist die für eine „Kultur des Alter(n)s“ so wichtige, weil wirklich aufschlussreiche Geschichte der „**Bremer Stadtmusikanten**“.

Sie kennen das Märchen: Alt gewordene, arbeitsunfähige Haustiere entziehen sich durch Flucht der Tötung. Da ist zunächst der alte, rüddige Esel, „dessen Kräfte zu Ende gingen, so dass er zur Arbeit immer untauglicher ward und sein Herr daran, ihn aus dem Futter zu schaffen“. Der alte Hund führt eine ähnliche Klage: „Ach, weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde und auch auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen totschiagen, da hab ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?“ Und ganz ähnlich äußert sich auch die Katze: „Weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden, und ich lieber hinter dem Ofen sitze, als nach Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen. Ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rat teuer. Wo soll ich hin?“ – „Etwas Besseres als den Tod findest Du überall“, wird dem Hahn gesagt, der in die Suppe geschnitten werden soll.

Wie aber die vier ausrangierten alten Tiere dann wirklich nach Bremen gekommen und die Räuber aus ihrer Spelunke vertrieben haben, das meine sehr geehrten Damen und Herren, müssen Sie aber selber nachlesen. Ich will Ihnen nur noch kurz die doppelbödiqe Botschaft dieses Märchens mitgeben: Sie kann lauten: die „Ohnmacht der Alten“; sie kann aber auch lauten: den „Bremer Stadtmusikanten“ ist die erste Hausbesetzung durch eine Rentnerkollektiv in der Geschichte der Menschheit gelungen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Tübingen, den 16.11.2007